

Von Opfern und Helden

Erfahrungen einer Journalistin mit der Berichterstattung über Menschen mit Behinderung. Von Kathrin Runge

Das Thema lautete „Die Sexualität von Frauen mit Behinderung“. Für meinen allerersten großen Magazinbeitrag wollte ich gleich besonders heikles Terrain betreten. Ich verabredete mich mit mehreren schwerbehinderten Frauen, um mit ihnen über Erotik und Weiblichkeit, Liebe, Lust und Leid im Rollstuhl zu sprechen. Und natürlich war ich anfangs unsicher, wie ich mit den Interviewpartnerinnen umgehen sollte. Rein körperlich gesehen konnten sie kaum mehr als eine Hand bewegen, geschweige denn sich selbst waschen oder umziehen. Und ich wollte mit ihnen über Selbstbefriedigung und Sexualassizenz reden.

Meine Ängste waren unbegründet. Mit jedem Treffen wurden die Gespräche vertrauter und intensiver; die Frauen brachten mich durch ihre offene Art dazu, unverkrampfter an sie und das Thema heranzugehen. Seither sind fast sechs Jahre vergangenen. Jahre, in denen ich als Volontärin, Redakteurin und freie Journalistin immer wieder Menschen mit Behinderung getroffen, begleitet und interviewt habe. Ich habe über Sterilisationsbetreuer Menschen mit geistiger Behinderung 80 Jahre nach dem Erbgesundheitsgesetz der Nationalsozialisten geschrieben, über die einzige deutsche Moderatorin im Rollstuhl oder das turbulente Leben in einer Autisten-WG. Trotz meiner Erfahrung bin ich noch immer manchmal unsicher im Umgang mit behinderten Protagonisten und der richtigen Wortwahl. Die Berichterstattung über Menschen mit körperlichen und psychischen Beeinträchtigungen ist mitunter eine Gratwanderung. Die fängt schon bei der Themenwahl an: Was ist eine Nachricht, eine Geschichte (wert)?

Opfer- und Heldenklischee. Oder: Was ist eine Geschichte?

Viele Berichte handeln davon, was Menschen mit Behinderung trotz ihrer Einschränkungen leisten, wie sie trotz Prothese auf dem Laufsteg auftreten, trotz Erblindung Schach spielen, trotz Trisomie 21 selbstbewusst ihren Weg gehen. Den Gegenpart bil-

*Kathrin Runge,
Dipl.-Journ., schreibt
als freie Journalistin in
München hauptsächlich
über Themen aus den
Bereichen Gesellschaft,
Gesundheit und
Psychologie – u. a.
für die „Frankfurter
Allgemeine Sonntags-
zeitung“ sowie für
„Menschen“, das
Magazin der „Aktion
Mensch“.*

den Berichte über Schicksale von Behinderten, die an Zerebralparese leiden und alleine absolut hilflos sind. Leidmedien.de, eine hilfreicher Online-Ratgeber mit Tipps zur Berichterstattung über Behinderte, spricht dabei vom „Helden- und Opfer-Klischee“. Medien lieben Helden und Opfer. Auch ich selbst muss mich immer wieder fragen, ob etwas tatsächlich eine Geschichte ist, weil der Betroffene behindert ist, oder ob man in manchen Fällen besser nicht berichten sollte, weil man damit eher zur Ausgrenzung beiträgt? Mein Leitsatz ist, dass eine Behinderung alleine kein Anlass zur Berichterstattung ist. Was es nicht gerade leichter macht, ist, dass die Betroffenen selbst das mitunter anders sehen.

Ein Beispiel: Über die Amerikareise eines Nichtbehinderten würde niemand berichten. Über einen jungen Mann aus Baden-Württemberg, der im Rollstuhl durch den Westen der USA gereist ist, haben auf seinen Wunsch hin einige Zeitungen und Fernsehsender ausführlich berichtet. Entstanden sind Texte mit

Überschriften wie „Der querschnittsgelähmte XY möchte mit seiner ungewöhnlichen Reise anderen Behinderten Mut machen“. Meine Erfahrung: Gerade Journalistinnen und Journalisten, die noch wenig Erfahrung mit behinderten Interviewpartnern haben

und es besonders richtig machen wollen, machen es manchmal besonders schlecht. Positive Diskriminierung ist in den Augen vieler Betroffener aber nichts anderes als „normale“ Diskriminierung – und überhaupt, was ist eigentlich normal, was ist gesund, was krank? Das sind Fragen, die im Vorfeld der eigentlichen journalistischen Arbeit auftauchen, die nicht leicht zu beantworten sind – und die niemand (finanziell) honoriert.

Attraktivitätsproblem. Oder: Wer will das lesen?

Für mich als freie Journalistin ist die Frage, was Redaktionen für ein gutes Thema halten, elementar. Wenn sie nicht gerade mit Prominenz oder Skandalen einhergeht, ist Behinderung vor allem im Überregionalen ein wenig beliebtes Thema. Den Magazinbeitrag über Sexualität von Frauen mit Behinderung, den ich vor einigen Jahren im Rahmen meiner praktischen Diplomarbeit verfasst hatte, hätte ich gerne an eine Redaktion verkauft. Aber ich erhielt nur Absagen – aufgrund des Themas (denn die Texte seien gut, wie in einigen Rückmeldungen betont wurde). Kommentar der Ressortleiterin einer der größten Frauenzeitschriften in Deutschland: „Zu hart für unsere Leserinnen.“ Mein

Wenn sie nicht gerade mit Prominenz oder Skandalen einhergeht, ist Behinderung vor allem im Überregionalen ein wenig beliebtes Thema.

Feature ist letztlich auf einer kompletten Seite in der „Süddeutschen Zeitung“ erschienen; dabei war sicher hilfreich, dass ich den Ressortleiter persönlich kannte.

Heute recherchiere und schreibe ich natürlich erst dann ausführlich, wenn ich einen Auftrag habe. Auf der Suche nach Protagonisten wende ich mich oft an Verbände oder Selbsthilfegruppen. Dem Grundsatz der UN-Behindertenrechtskonvention, „Nicht ohne uns über uns“, ist in der Praxis manchmal allerdings nur schwer gerecht zu werden. Bei der Recherche zu Sterilisationen von geistig behinderten Menschen, die in Deutschland eigentlich nur noch unter engen Voraussetzungen erlaubt sind, bin ich beispielsweise schnell an Grenzen gestoßen. Ich habe über Social-Media-Kanäle und Vereinigungen versucht, Betroffene zu finden, die mehr oder weniger zur Sterilisation überredet wurden. Allerdings leben sehr viele Menschen mit geistiger Behinderung bei ihren Eltern oder in speziellen Einrichtungen und haben nicht unbedingt freien Zugang zu Anfragen wie meiner. Einer der von mir interviewten Anwälte, der sich für die Rechte von Behinderten einsetzt, sagte so treffend: „Die, die unsere Hilfe bräuchten, finden gar nicht erst zu uns.“ Mein Bericht musste letztlich mit Zitaten aus Sekundärquellen – in diesem Fall einer Studie – auskommen. Keine befriedigende Situation. Wenn ich noch länger recherchiert hätte, hätte ich sicher irgendwann eine Betroffene gefunden. Aber ab einem bestimmten Punkt muss ich als freie Journalistin, die sehr oft nach sehr niedrigem Zeilenhonorar bezahlt wird, auch annähernd wirtschaftlich denken.

Viele Menschen mit Behinderung berichten davon, dass sie oft wie kleine Kinder behandelt, geduzt oder überhaupt nicht angesprochen werden.

Fettnäpfchen.

Oder: Wie soll ich mich verhalten?

Im Umgang mit behinderten Interviewpartnern gibt es viele mögliche Fettnäpfchen. Ich recherchiere vor meinen Terminen zwar immer umfassend; allerdings kann man sich nicht auf alles in der Theorie vorbereiten. Die Wahl des Treffpunkts überlasse ich in den meisten Fällen den Interviewpartnern, die zum Beispiel barrierefreie Orte am besten kennen. Viele Menschen mit Behinderung berichten davon, dass sie oft wie kleine Kinder behandelt, geduzt oder überhaupt nicht direkt angesprochen werden. Ich versuche natürlich, das anders zu machen, nicht automatisch besonders laut oder langsam oder deutlich zu reden. Aber vieles geschieht unbewusst. Soll ich dem anderen die Tür aufhalten? Soll ich einem Menschen mit kurzen Armen die Hand schütteln

oder besser verzichten? Und wie gehe ich damit um, wenn sich jemand aufgrund seiner Behinderung schlecht ausdrücken kann, geistig aber keinerlei Einschränkungen hat? Ich frage im Zweifel lieber einmal mehr nach, als einfach von etwas auszugehen. Sicherheit gewinnt man letztlich nur durch Erfahrung.

Schreiben und Wortwahl.

Oder: Was ist diskriminierend?

Wie bei der Recherche stellen sich mir auch beim Verarbeiten der Informationen, dem Schreiben, viele Fragen. Alleine das Wort „Behinderter“ löst manchmal schon Entrüstung aus. Aber muss man wirklich immer „Menschen mit Behinderung“ schreiben? Manchmal hat eine Überschrift eben nur Platz für vier Worte. Andererseits muss man es ja nicht gleich so sehen wie ein früherer Redaktionsleiter, der sagte: „Wir lassen uns doch nicht von irgendwelchen Sozialpädagogen diktieren, wie wir wen nennen sollen!“

Für mich steht fest: Formulierungen wie „an den Rollstuhl gefesselt“ müssen nicht sein. Aber: Darf, sollte man nicht sogar schreiben, wenn jemand tatsächlich leidet? Ich denke schon. Betroffene und Leser – das zeigen Internet-Diskussionen – sehen das teils anders und sind beim Kritisieren solcher Medienberichte nicht zimperlich. Über Zuhal Soyhan, die einzige Moderatorin im Rollstuhl in Deutschland, habe ich selbstverständlich geschrieben, dass sie klein ist – einfach, weil es so ist, und weil ich einen extrem großen Menschen auch als solchen beschreiben würde. Man mag das als Fokussieren auf das Problem werten. Aber ich schreibe schließlich auch mal „die Blondhaarige“, statt immer nur „die Frau mit blonden Haaren“. Das Ziel von Initiativen wie Leidmedien.de ist ein entspannter Umgang von Journalisten mit dem Thema Behinderung. Wahrscheinlich würde etwas mehr Entspanntheit aber auf beiden Seiten helfen. Nicht hinter jedem „der Behinderte“ steckt eine unbewusste (oder gar bewusste) Diskriminierung.

Den Spagat zu schaffen, zwischen den Interessen der Rezipienten, der Betroffenen und der Redaktionen, ist immer wieder eine Herausforderung. Als Journalistin und als Journalist kann man es nicht jedem Recht machen. So ist es mir schon passiert, dass sich behinderte Protagonisten über fehlende Sensibilität und Vorurteile in einem meiner Texte beschwert haben, für den ich andererseits mit dem Journalistenpreis der Europäischen Kommission „Für Vielfalt – Gegen Diskriminierung“ ausgezeichnet und auf der Webseite Leidmedien.de als Positivbeispiel zitiert wurde. Aber das ist eine andere Geschichte.